

# Um jeden Preis auffallen

Wenn Olivia Deppe früher durch Uster lief, drehten sich die Leute nach ihr um oder fragten sie, ob schon Fasnacht sei. «Es war mir sehr wichtig, auf keinen Fall gleich auszusehen wie alle anderen», erinnert sie sich. «Ich hatte die freakigsten Frisuren und trug die abgefahreneren Kleider. Ich war definitiv einer der buntesten Vögel in Uster.»

## Zur Person

Aufgewachsen in Sulzbach, ist **Olivia Deppe** heute Eventmanagerin und Mitinhaberin eines Rockclubs.

Mittlerweile hat sich das geändert. In ihrer Garderobe finden sich heute auch elegante Kleider und Stiletto. «Ich habe meinen Kleiderstil etwas angepasst. Lederjacken sind aber in meinem Schrank weiterhin hart vertreten.» Durchschnittlich sieht Olivia Deppe mit ihrem Nasenpiercing und den Tätowierungen immer noch nicht aus.

**Unter anderem ein** Leuchtturmschiff und eine Flaschenpost zieren den einen, Uhu, Fuchs und Eichhörnchen den anderen Arm. Auf dem Rücken ist das Albumcover einer Rockband verewigt, auch die Füsse sind tätowiert. Ihr erstes Tattoo liess sie sich stechen, kaum war sie volljährig, im Halbjahrestakt kamen weitere dazu. «Tätowierungen waren ein weiteres Zeichen von Rebellion und ich konnte es kaum erwarten, 18 zu werden», sagt die 31-Jährige. «Ich bin aber froh, hat meine Mutter sie mir vorher verboten. Sonst hätte ich jetzt ein «Hello Kitty» auf dem Hintern.» Bereuen tue sie kein einziges. «Sie gehören zu mir.»

**So rebellisch sie** als Teenagerin war, so konventionell der Beruf, den die jüngere von zwei Töchtern wählte: Sie machte eine kaufmännische Lehre bei einer Luxuskosmetikfirma in Volketswil, besuchte anschliessend die Berufsmittelschule. «Ich wollte Karriere machen», sagt sie. «Ein Leben als Hausfrau hat mich nie interessiert.»

Sieben Jahre arbeitete sie bei der gleichen Firma, danach wollte sie Marketing an der Hochschule Luzern studieren. Um das

«Ich war definitiv einer der buntesten Vögel in Uster.»

Olivia Deppe

Studium zu finanzieren, fing sie an, an der Bar zu arbeiten – zuerst im «Papiersaal», später im «Plaza», beides in Zürich. «Das war eine unbeschwertere Zeit», sagt sie. «Das ist einer der besten Jobs überhaupt. Die Leute kommen und haben eine gute Zeit und wenn man die Bar geputzt hat und nach Hause geht, ist die Arbeit abgeschlossen und man hat keine offenen Projekte mehr.»

**Die Arbeit gefiel** ihr so sehr, dass sie die Anmeldung für die Hochschule um ein Jahr verschob. In der Zwischenzeit wurde im «Plaza Club» eine Stelle als Eventmanagerin frei, Deppe gab ihre Studiumspläne ganz auf. Seit 2013 ist sie für die Planung und Durchführung von Konzerten, Kultur-events und Firmenanlässen im «Plaza» zuständig. «Natürlich wäre es schön, noch einen Fackel von der Hochschule zu haben»,

sagt sie. «Aber dort, wo ich jetzt bin, bin ich unglaublich gut aufgehoben und happy.»

Das Beste am Ganzen sei, dass sie mit Musik zu tun habe. Musik sei ihr sehr wichtig – vor allem Rockmusik. «Im Juli Uster fanden früher viele Punk- und Rockkonzerte statt», erzählt die kleine blonde Frau mit der starken Ausstrahlung. «Diese Szene hat mir imponiert, weil sie laut ist, sich starke Persönlichkeiten darin be-

wegen und die Leute anders angezogen sind.» Da war er wieder – der Drang zum Anderssein und sich gleichzeitig irgendwo dazugehörig zu fühlen. Als ihr ein Kollege dann eine Punk-CD schenkte, sei ihr Musikgeschmack besiegelt gewesen. Schon als Jugendliche besuchte sie unzählige Konzerte. «Für diese fuhren wir im ganzen Kanton herum. Da sass wir dann, im hintersten «Chrachen», hatten den letzten

Zug verpasst und überlegten, wer seine Eltern anruft, damit sie uns abholen.»

**Als sie letztes** Jahr von einem Bekannten angefragt wurde, ob sie sich an einem Rockclub beteiligen wolle, musste sie nicht lange überlegen. «Ich wusste, das ist eine einmalige Chance, die ich packen muss. Ich musste nur eine Nacht darüber schlafen und überlegen, wie ich das Geld zusammenbringe – das liegt schliesslich nicht unter dem Kopfkissen.» Ende September eröffnete der Club Minirock an der Badenerstrasse in Zürich – beteiligt sind daran elf Leute, davon vier Frauen. Einen «eigenen» Club zu haben, sei toll. «Da alles neu ist, sind wir alle noch ganz aus dem Häuschen», sagt sie. «Am Feierabend komme ich oft noch hierhin.» Einen festen Lohn bezieht Deppe im «Minirock» aber nicht, sie arbeitet weiterhin hauptberuflich im «Plaza».

Dass ihr Job oft am Abend und in der Nacht stattfindet, macht ihr nichts aus. «Ich bin ein Nachtschattengewächs – war ich schon immer.» Der Morgen sei für sie, was für andere der Abend sei. «Der ist mir heilig. Ich mache Sport oder lese, erledige Dinge auf der Post oder der Bank und gehe einkaufen.» Es gebe schon Leute, die denken, was sie mache, sei keine richtige Arbeit. «Es gibt aber auch die, die es mega cool finden», erzählt sie. «Schlussendlich muss es für mich stimmen und das tut es.»

**Seit über einem** Jahr hat sie einen Freund – «den besten», seit sieben Jahren wohnt sie in Zürich. Mit ihren Eltern, die immer noch in Sulzbach leben, pflegt sie ein enges Verhältnis. «Und ich bin immer am Ustermarkt», erzählt sie. «Den Donnerstag feiere ich jeweils hart. Dann treffe ich wieder alle von früher, das ist super.» Der Zukunft sieht sie gelassen entgegen. «Ich bin viel zu wenig Kopfmensch, um mir einen definitiven Lebensplan zurechtzulegen. Mir ist wichtig, glücklich zu sein und etwas zu machen, wo hinter ich stehen kann, anstatt krampfhaft Ziele zu verfolgen.» Kinder seien momentan kein Thema. «Ich schliesse es nicht aus, aber momentan hat dies keinen Platz. Es passieren gerade genug andere spannende Sachen in meinem Leben.» *Annette Saloma*



Olivia Deppe im «Minirock»: Sie ist Mitinhaberin des Clubs, der seit Ende September geöffnet ist. *Nicolas Zanvi*

# Wie rot darf ein neues Haus in Uster sein?

**USTER** An der Sulzbacherstrasse im Schatten des Tämbrig sollen zwei Mehrfamilienhäuser entstehen. Die beiden Gebäude erstrahlen auf der Bautafel in knalligem Rot – das hat im Quartier für Diskussionen gesorgt.

Menschen reagieren auf Signalfarben. Deshalb wundert es nicht, dass an der Sulzbacherstrasse 18 in Uster in den letzten Monaten einige Leute vor der dortigen Baureklametafel stehen geblieben sind. Noch stehen auf den drei Parzellen hinter der Tafel, im Schatten des Ustermer Hausberges Tämbrig drei weisse Gebäude. Gemäss Bautafel sollen sie bis im Sommer 2019 zwei Mehrfamilienhäusern mit insgesamt 14 Eigentumswohnungen weichen. Kosten für das Projekt «levante»: rund 17 Millionen Franken.

Es sind allerdings nicht die Preise, sondern es ist vielmehr die Farbe, die die Menschen inne-

halten lässt: Rot steht in der Regel für Gefahr. «Als Gefahr sehe ich den Neubau nicht gerade», sagt eine Anwohnerin, die ihren Namen nicht in der Zeitung lesen möchte. Aber im Quartier hätten sich schon einige Leute über die Farbe gewundert.

## Gesprächsstoff in Uster

Irritiert waren auch einige Ustermer Parlamentarier, als sie im Rahmen des Ratsausfluges an der Baureklametafel vorbeispazierten: «Oh, diese Farbwahl wird sicher für Gesprächsstoff sorgen», sagte etwa SVP-Fraktionschef Markus Ehrensperger. Das Bauprojekt wurde in einem roten Farbton von der Stadt Uster genehmigt, allerdings nicht in jenem, den die Projektverfasser ursprünglich angestrebt hatten. Denn die Architekten in Uster haben keine Narrenfreiheit, was die Farbe anbelangt. Seit 2015 gibt es in Uster ein sogenanntes Farbinstrument, anhand dessen das Bauamt bei neuen Bauprojek-

ten «objektiv» bestimmen kann, welche Farbe im jeweiligen Stadtteil angebracht ist und welche zu bunt wirkt.

Grundsätzlich geniessen Rotöne in Anlehnung an die althergebrachten Sichtbacksteinmauerwerke eine grosse Akzeptanz, sagt Edith Stoll, Leiterin Architektur und Denkmalpflege der Stadt Uster, auf Anfrage. Auch das Bauprojekt «levante» an der Sulzbacherstrasse wurde vom Bauamt anhand des Farbinstruments geprüft. So habe der Architekt im ersten Konzept ein zu knalliges Rot gewählt, wie dies die Baureklametafel vor Ort noch zeige, sagt Stoll.

«Am Modell sehen bunte Farben oft noch frisch aus. Am Original, in voller Grösse, erschrecken dann viele ob der starken Wirkung.» Deshalb hat die Baubehörde im Fall von «levante» eingegriffen und die Bauherrschaft in den Auflagen zur Bauwilligung gebeten, ein revidiertes Farbkonzept einzurei-

chen. «Der jetzige definitive Rotton ist viel erdiger und weniger knallig, näher an der Farbe von Sichtbacksteinen.»

Der zuständige Vermarkter Gino Ponsillo von Art-im-Immobilien aus Uster ist zufrieden mit der «eleganten» Farbe. «Sie wird den Verkaufserfolg sicher nicht schmälern», sagt er mit einem Lächeln. Das Projekt heisse schliesslich nicht ohne Grund «levante», also «aufgehend». «Die Farbe erinnert mich an das Morgenrot der aufgehenden Sonne.» Bisher sei die Farbe in Verkaufsgesprächen niemals Diskussions-thema gewesen.



Die Farbe der Visualisierung ist weniger knallig als die auf der Bautafel. *zvg*

Architekt Salvatore Aricò hatte ursprünglich eine andere Idee: «Ich war mehrfach im Quartier und habe es auf mich wirken lassen.» Sein Ziel sei es gewesen, «mit einer fröhlichen, kräftigen Farbe den tristen Hang zum Leben zu erwecken», leider habe er die städtische Behörde nicht überzeugen können. «Die neue Farbe transportiert nicht diese mediterrane Lebensfreude, die ich mir vorgestellt hatte, aber wir haben einen guten Kompromiss gefunden. Die Farbe strahlt Eleganz aus und ist erdig. Aber sie hat nichts mehr mit der Bautafel und der ersten Idee zu tun.» *Malte Aeberli*

## «Persönlich» mit Heinrich Müller

**MAUR** Der ehemalige Tagesschau-Moderator Heinrich Müller ist am kommenden Sonntag, 5. November, zu Gast in der SRF1-Radiosendung «Persönlich». Vor zehn Jahren ist die Stimme des Maurmers verstummt – allerdings nur als Tagesschau-Moderator. Seine Rockgesang-Stimme arbeitet seit dann kräftig weiter.

## Leidenschaft weiterleben

Endlich findet Müller die Zeit, um seine Leidenschaft, die er schon als Kind für sich entdeckt hat, weiterzuleben. Mit Songs, die auch auf seinen Alben erschienen sind, tourt er derzeit durch die Schweiz.

Müller dürfte auch viel über seine Zeit im Ausland zu erzählen haben. Er trampelte nämlich, als er jung war, durch die Vereinigten Staaten. In Nigeria arbeitete er während zehn Jahren als Hochschuldozent. Dort lernte er auch seine heutige Frau kennen. *zo*